

(Magdruß verboten.)

20]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

„Hallo! Er stößt!“ rief Gustav und hob ihn in die Luft empor. „Wollt Ihr den alten Satan auf Smaaland sehen! Bei ihm ist eben Umzugstag gewesen, er hat den Hintern in das Gesicht rausgerückt!“ — Er zeigte Pelles dicke Wangen. Pelle bemühte sich, sein Gesicht mit den Armen zu verdecken und stieß mit den Füßen, um herunterzukommen; er machte auch einen Versuch zu beißen. „Na, er will beißen, der Teufelsjunge!“ Gustav mußte ihn hart anfassen, um ihn regieren zu können. Er hielt ihn am Kragen fest und drückte ihm die Knöchel in die Kehle hinein, so daß er nach Luft schnappte; währenddessen sprach Gustav mit höhnischem Mitleid: „Schneidiger Junge das! Noch nicht trocken hinter den Ohren und will sich schon prügeln!“ Gustav fuhr fort, ihn in die Höhe zu halten, es sah so aus, als wolle er mit seinen überlegenen Kräften prahlen.

„Na, nu haben wir wirklich gesehen, daß Du der Stärkste bist!“ sagte der erste Knecht endlich — laß ihn man laufen!“ Und als Gustav nicht gleich hörte, fauste ihm eine geballte Faust zwischen die Schulterblätter. Da ließ er den Jungen los und der lief in den Stall zu Lasse hinüber, der das Ganze gesehen hatte, aber nicht wagte, sich zu nähern. Er konnte nichts ausrichten, und seine Anwesenheit würde nur schaden.

„Ja, und dann unser Ausgang heut' abend, Du,“ erklärte er entschuldigend, während er den Knaben tröstete. „Solchen Windhund wie Gustav sollt' ich doch wohl durchprügeln können, aber dann wären wir ja heut' abend nicht weggekommen, denn er hält ja das Vieh nicht für uns besorgt. Und auch keiner von den andern, denn die hängen zusammen wie Widenstroh. — Aber Du kannst Dich ja selbst wehren! Hast den Satan selbst grad auf seinen Klumpfuß getreten! Ja, ja, das war ja ganz gut, aber vorsichtig muß man sein, nicht zum Pläster scharf schießen! Das bezahlt sich nicht.“

Der Junge war nicht mehr so leicht zu trösten. Tief in ihm saß es und tat weh, weil er in so gutem Glauben gehandelt hatte; sie hatten ihn in seinem offenen, fröhlichen Vertrauen getroffen. Das Geschehene schmerzte auch seinen Ehrgeiz sehr; er war in eine Falle gegangen, hatte sich von ihnen zum Narren halten lassen.

Das Erlebnis brannte sich tief in ihn ein und gewann großen Einfluß auf seine weitere Entwicklung. Es war ihm schon früher begegnet, daß man auf Menschenwort nicht trauen konnte, und er hatte unbeholfen Versuche gemacht, dahinter zu kommen. Jetzt traute er keinem mehr ohne weiteres; und er hatte entdeckt, wie man hinter das Geheimnis kam — man brauchte nur den Reuten in die Augen zu sehen, wenn sie etwas sagten. Sie hatten so sonderbar ausgesehen, hier wie auch in Kaaesgard gelegentlich des Selbstdrehers, als lachten sie inwendig. Und der Verwalter hatte damals gelacht, als er ihnen Schweinebraten und Mahabarbergrüße für jeden Tag versprach; sie bekamen eigentlich niemals was anderes als Geringe und Suppe. Die Leute sprachen mit zwei Zungen, Vater Lasse war der einzige, der das nicht tat.

Pelle ward aufmerksam auf sein eigenes Gesicht. Das Gesicht sprach; daher erging es ihm übel, wenn er sich mit einer kleinen Nollküge herumdrücken wollte. Und das Gesicht war an dem heutigen Unglück schuld — wenn man sich freute, mußte man es nicht zeigen. Er hatte die Gefahr entdeckt, die darin lag, wenn man seinen Sinn offen daliegen ließ; und sein kleiner Organismus machte sich rastlos daran, harte Haut abzusondern, um sie über die edleren Teile zu ziehen.

Nach dem Abendessen trauten sie über die Felder von Dannen, Hand in Hand wie immer. Sonst ging Pelle der Mund unaufhörlich, wenn sie allein zusammen waren, aber heute abend war er stiller; die Begebenheit des Nachmittags

saß ihm noch in den Gliedern, und der Besuch erfüllte ihn mit feierlicher Spannung.

Lasse hatte ein rotes Bündel in der Hand, darin war eine Flasche mit Sülzen — Vitör aus schwarzen Johannisbeeren —, die ihnen Per Olsen gestern in der Stadt gekauft hatte als er dort war, um sich loszuschwören. Sechshundertzig Döre hatte sie gekostet, und Pelle ging in Gedanken versunken einher und überlegte, ob es wohl anging oder nicht.

„Vater, darf ich sie nicht mal tragen?“ fragte er kindlich.

„Bist Du verrückt, Jung? — Ich glaub Du träumst — das is teure Ware! Du könntest die Flasche ja fallen lassen.“

„Ich laß sie nicht fallen — kann ich denn nicht wenigstens ein bißchen anfassen? Ach, bitte, Vater! Guter Vater!“

„Was für Einfälle Du auch immer hast! Du kannst gut werden, wenn man Dir nicht beizeiten einen Stopper davorsetzt! Ich glaub, weiß Gott, Du bist nicht recht bei Trost, so unverschämt, wie Du wirst!“ Lasse murmelte noch eine Weile allerlei vor sich hin, aber dann blieb er stehen und beugte sich über den Jungen.

„Na, denn saß sie man mal an, Du dummer Jung, aber vorsichtig, hörst Du? Und daß Du mir keinen Schritt damit machst!“

Pelle klemmte die Flasche mit den Armen gegen den Körper, er wagte nicht, sich auf seine Hände zu verlassen; der Magen schob sich weit vor, um mit zu tragen. Lasse stand da und hielt die Hände bereit, um die Flasche aufzufangen, wenn sie fiel.

„So, nu is es genug,“ sagte er fieberhaft erregt und nahm die Flasche.

„Sie is schwer!“ sagte Pelle bewundernd und ging befriedigt weiter an der Hand seines Vaters.

„Aber warum will er sich eigentlich losschwören?“ fragte er nach einer Weile.

„Weil man ihn beschuldigte, einem Mädchen ein Kind gemacht zu haben. Hast Du das denn nicht gehört?“

Pelle nickte.

„Hat er es denn nicht getan? Alle sagen es doch.“

„Das kann man doch wohl nicht gut glauben; das würde ja die sichere Hölle für Per Olsen sein. Aber das Mädchen sagt ja, daß er es is und kein anderer, weißt Du. Ach ja, die Mädchen, das is 'n gefährlich Spielzeug — Du mußt aufpassen, wenn Deine Zeit kommt. Denn die können den besten Burschen ins Unglück bringen.“

„Wie schwört man denn? — Sagt man: hol mich der Döbel?“

Lasse mußte lachen:

„Ne, es is wohl nicht so ganz leicht für jemand, der falsch schwört. Ach ne! Denn da in' Gericht, da sitzt die ganze hohe Obrigkeit Gottes um einen Tisch, der ganz so is wie ein Sufeisen, und inwendig darin steht ein Altar mit dem gekreuzigten Christus leibhaftig da auf. Auf dem Altar liegt ja nu ein großes, großes Buch, das mit 'ner eisernen Kette an die Wand festgemacht is, damit der Böie es nicht bei nachtschlafender Zeit wegholt — und das is Gottes heilige Schrift. Wer schwört, muß seine linke Hand auf das Buch legen, und die rechte soll er in die Höhe halten, die drei Finger ganz frei — das sind Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geist. Aber wenn er falsch schwört, Tann der Landeshauptmann es gleich sehen, denn dann sind da rote Blutflecke auf den Blättern der Schrift.“

„Und was dann?“ fragte Pelle gespannt.

„Ja, dann welken seine drei Finger hin und es frißt sich ihm weiter in den Körper rein. Solche Leute leiden schrecklich, sie verfaulen ganz und gar.“

„Kommen sie dann nicht in die Hölle?“

„Ja, da kommen sie auch hin. Wenn sie sich nicht selbst melden und ihre Strafe hinnehmen, damit können sie sich für das andere Leben loskaufen. Aber bei lebendigem Leibe verfaulen tun sie doch, da kommen sie nicht von ab.“

„Warum bestrafst sie denn der Landeshauptmann nicht gleich von selbst, wenn er es doch in seinem Buche sehen kann, daß es falsch gewesen is?“

„Ne, dann kämen sie ja um die Hölle weg. Und das is 'ne abgemachte Sache mit dem Satan, daß er alle die haben soll, die sich nicht selbst angeben, versteht Du!“

Pelle schauderte. Eine Weile ging er schweiger^s an des Vaters Hand dahin. Aber dann hatte er das Ganze vergessen.

„Der Oheim Kalle is wohl reich?“ fragte er.

„Reich is er woll nich, aber er is doch Grundbesitzer. Und das is keine Kleinigkeit!“ — Lasse selbst war nie weiter gekommen, als Grund und Boden zu pachten.

„Wenn ich groß bin, will ich einen mächtigen Hof haben,“ erklärte Pelle sehr bestimmt.

„Ja, den wirst Du schon kriegen,“ sagte Lasse und lachte. Nicht, daß er sich nicht Großes von dem Jungen erwartete — wenn auch nicht grade, daß er Hofbesitzer werden würde. Obgleich, wer konnte es wissen, vielleicht wollte es der Zufall, daß sich irgend eine Bauerntochter in ihn verlah — die Frauen waren wie wild hinter den Männern in der Familie her. Mehr als ein Beispiel davon war bekannt, wie zum Beispiel des Vaters Bruder, der selbst dem Pfarrer Hörner gedreht hatte. Dann kam es für Pelle bloß darauf an zuzugreifen, so daß sich die Familie nicht widersetzen konnte, der Schande halber. Und Pelle war gar nicht so ohne. Er hatte diese Glückslocke in der Stirn und seine Haare hinten im Nacken und ein Muttermal auf der Lende — das bedeutete alles Glück. Lasse redete mit sich selber im Gehen; er stellte die Zukunft des Jungen mit großen, runden Zahlen auf — und ein klein bißchen fiel auch für ihn dabei ab. Denn was jetzt auch Großes kommen mochte, es kam doch immer rechtzeitig genug, daß Lasse mit dabei sein und sich auf seine ganz alten Tage darüber freuen konnte.

Sie gingen querselbein, hinauf auf den Steinbruch zu, an steinernen Umfriedigungen und verschneiten Gräben entlang und arbeiteten sich vorwärts durch das mit Schlehens und Wacholder bestandene Gelände, hinter dem die Felsklippen und die Heide lagen. Sie kamen um die tiefen Steinbrüche herum und suchten in der Finsternis danach, wo der Abfall hingeworfen wurde; dort mußte die Steinklopferei liegen.

Von da oben her ertönten Hammerschläge, und sie entdeckten Licht auf mehreren von den Plähen. Unter einem schrägen Strohschirm, von dem eine Laterne herabhing, saß ein kleiner, breiter Mann und hämmerte auf die Abfallsteine los. Er arbeitete mit einem eigenartigen Appell: schlug drei Schläge und strich zur Seite, wieder drei Schläge und zur Seite damit. Und während die eine Hand die Steine beiseite schob, legte die andere ein frisches Stück Abfall auf den Stein zurecht — das ging so fleißig und gleichmäßig wie das Ticken einer Uhr.

„Weiß Gott, das is Bruder Kalle, der da sitzt!“ sagte Lasse mit einer Stimme, als sei das Zusammentreffen ein Zeichen des Himmels. „Guten Abend, Kalle Karlsson, wie geht es denn?“

Der Steinklopfer sah auf.

„Herrje, ja, da haben wir unsern Bruder!“ sagte er und erhob sich beschwerlich; die beiden begrüßten sich, als hätten sie sich geistern zuletzt gesehen. Kalle sammelte das Werkzeug zusammen und legte den Schirm darüber, während sie schwatzen.

„Du kloppst auch Steine? Verdienst Du denn was damit?“ fragte Lasse.

„Na, so weit her is es ja gerade nich damit, wir kriegen zwölf Kronen für den Klasten, und wenn ich morgens und abends bei der Laterne arbeite, kann ich die Woche einen halben Klasten schlagen. Zum Bier reicht es ja nich, aber wir leben doch. Aber eine schandbar schwere Arbeit is es — unmöglich, warm dabei zu werden. Und steif im Schritt wird man, wenn man so fünfzehn Stunden auf dem kalten Stein sitzt, so steif, als wenn man als alleiniger Mann Vater von der ganzen Welt wär.“ Er schritt mühselig vor den anderen her über die Heide, auf ein buckliges Bauernhaus zu.

„Ja, nu kommt der Mond, nu wo man ihn nich mehr braucht!“ sagte Kalle, der allmählich in gute Laune kam. Herrjemine, wie sieht er aus, dieser verschlafene Küffel — Dreacklecke in den Augenwinkeln und den Mund voll zusammengelauenes Wasser! Der is gewiß zum Neujahrschmaus beim lieben Gott gewesen!“

Die Wand des Hauses schob sich auf der einen Seite in einem großen Budel heraus; Pelle mußte hin und das befehlen. Es war ganz geheimnisvoll; was wohl darin sein konnte — am Ende ein geheimer Raum? Er zapfte fragend an den Rock des Vaters.

„Das da, das is ja der Ofen, wo sie ihr Brot in baden,“ sagte Lasse, „der liegt so, um Platz zu schaffen.“

„Ja, und das da is die Bank, wo wir unterbringen, was wir übrig haben,“ sagte Kalle und zeigte Pelle ein kleines baufälliges Haus. „Hast Du Lust eine Einzahlung zu machen, so genier Dich man ja nich.“ Lasse lachte.

„Du bist noch derselbe fröhliche Teufel, wie in alten Zeiten,“ sagte er.

„Ja, weiß Gott, der Humor is bald das Einzige, was man noch gratis erhält. — Aber tretet gefälligst näher.“

Kalle steckte den Kopf zu einer Tür herein, die von der Küche nach dem Kuhstall führte. — „Galloh, Marie, Du mußt das lange Bein vorsetzen,“ rief er gedämpft. „Die Gebamme is hier.“

„Was will die denn? — Du lügst, Du alter Schelm.“ Man hörte die Milch wieder in den Eimer strullen.

„Ich lüg — also das meinst Du! Ne, aber Du mußt rein gehn und Dich hinlegen; sie sagt, es wär die höchste Zeit. Dies Jahr gehst Du zu lange damit! — Nimm Dein Mundwerk in acht!“ flüsterte er in den Stall hinaus, „denn sie is wirklich hier! Und spüt Dich ein bißchen.“

Sie kamen in die Stube hinein, und Kalle tastete vor sich hin, um Licht anzuzünden. Zweimal hatte er die Schwefelhölzer in der Hand und warf sie wieder hin, um am Ofen anzuzünden, aber es war kein rechtes Feuer im Torf. „Scheiß!“ sagte er darauf und strich resolut ein Streichholz an — „man hat ja nich jeden Tag Besuch!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Winter auf den Gotthardpaß.

(Schluß.)

Dieses „Klingkling“, die freundliche Reugier der im Laden versammelten Familie, die Vielseitigkeit der geführten Artikel beglückte uns. Wie es sonst nur Kinder im Spiel fertig bringen, spielte man hier in einem Winkel des winzigen, überheizten Stübchens Friseur, in der anderen Ecke war der „Sportartikel-Laden“, dort wieder gab es Wolle und Würste, über allem aber schwebte der Duft von Petroleum und Seife und das Ganze ward freundlich gerahmt von girlandenartig gebundenen „Ansichtskarten“.

So singen die Werkheims in Rostock an — und wann, mein Freund aus Andermatt, werde ich Deine „Gelbe 95 Pf.-Woche“ in der Drummenstraße erleben?

Wieder hinaus in Schnee und Einsamkeit. Wir treffen zwei Leute, die den Schnee in einer bestimmten Linie von links nach rechts werfen, den der Wind wieder von rechts nach links zurücklegt. Wir genossen die Früchte ihrer Arbeit. Wo aber war unsere Gegenleistung? Mit der nächsten Wirtschaftsbuchung, mit jeder Tafel Schokolade, die wir erwarben, entrichteten wir den Posten: Straßenunterhaltung 10 Proz. Aufschlag.

Wieder Rauch, Kinder, Grand-Hotels und endlich Raft, Ablegen der Eisrüstung, eine warme holzgedeckte Schweizerstube, Erbsensuppe, lange nur bruchstückweise gehörte Vorträge einiger Skiläufergäste über die Unmöglichkeit, zu Fuß — — — Dann acht Stunden Verwundbarkeit und Erwachen im Federpsuhl durch unendliche „Dah jäb's“ Rynheers, der schon beim Tee war. Hinaus in die Stille — kein Wind, kein Schnee — kalt und ruhig lag der Paßweg vor uns.

Was sagte doch gestern der Skimann? „Dann kommen Sie endlich auf Schneemassen, daß sie bis zum Hals einsinken?“ Da mühte man sich Bretter an die Füße — — ? Rynheer stimmte fort — von Laden zu Laden. Aber niemand verkaufte hier Risten. Eine andere Reminiszenz kam mir in den Sinn: „Die Indianer benutzen geflochtene Weiden zu Schneeschuhen!“

Wieder stürmte Rynheer die Reihe ab, niemand besaß oder verkaufte hier geflochtene Körbe. Da taucht vor uns ein altes Weib auf, mit einem Korb auf dem Rücken. Rynheer, die eine Hand mit 5 Kr. ihr vor die Nase haltend, zerrte an ihm, aber sie rettete sich an eine Wand, klemmte den Korb daran und sprach entschieden ihr „Veto“. Was wir damit wollten. Oh — wir würden ihn in seine vier Teile zerschneiden, das gäbe zwei paar Schneeschuhe, gut genug um damit über den Paß zu kommen. Sie schlug die faltigen Hände zusammen und versiel in eine Art von Wimmern. „O meine Herren, das geht bestimmt nicht, tun Sie es nicht,“ und sie erzählte von einem Deutschen, der genau zu derselben Zeit, bei genau demselben Wetter über den Gotthard wollte und dem sie abgeraten hatte. „Nun, er kam hinüber,“ fragte Rynheer. „Nein, er erfor, er war eingeschlafen.“ Rynheer hatte inzwischen unter Erhöhung der Abfindungssumme einen zweiten Angriff auf die künftigen Schneeschuhe gemacht, worauf die Frau Wiene machte, uns die Geschichte von zwei Engländern zu erzählen, die — — — Wir vertieften sie schnell, mußten aber noch nach fünfzig Schritten den gellend vorgetragenen Schluß hören: „Der eine verlor beide Ohren, dem anderen wurde ein Bein — — —“

Aber es war doch schwerer vorwärtszukommen, als wir dachten. Raum waren einige Kilometer in der kleinen langweiligen Schneedecke auf der noch leicht gangbaren Fahrbahn zurückgelegt, als ein Schreien vieler Stimmen uns aufschauen ließ. Da stand ein Anäuel Arbeiter auf der Anhöhe, ziemlich fern, sie schrien und drehten ihre Arme windmühlenartig. Wir merkten endlich, daß dieser Lärm uns galt, und verstanden schließlich: „Zurück, sofort zurück!“ Wir gingen

weiter. Neuer Lärm, eine zweite Botenschaft. „Wo wollen Sie hin? Gotthardpaß? Können Sie nicht, Latwinen!“ Wir sahen uns um. Die Luft war still und warm, — die Berge langweilten sich und schienen an gar nichts zu denken. Außerdem waren Latwinen gerade das, was uns beiden durchaus sehenswert schien.

Wir gingen weiter und man ließ uns zufrieden. Grau, ewig gleichgültig lagen die Felsentulissen vor uns, die hohen Wände engten den Horizont, die gleichförmige farblose Schneedecke ermüdete das Auge noch mehr. Im Laufe der Serpentinien wiederholten sich selbst die Ueberschneidungen, die bizarren Felsformen, die Abstürze so häufig, daß sie nicht mehr beachtet wurden. Nur der wieselschnelle Wildbach da unten erzwang sich Aufmerksamkeit, oder ein verschlossenes, vom Schnee verpacktes Haus.

Plank gefegt vom gestrigen Sturm lag der Paß, ein ironisches Lächeln übersog wohl in gleichem Gedankengang unser Gesicht. Wenn das alles war — — — Plötzlich eine Mauer — der Paß in seiner ganzen Breite durch eine manns hohe Schneewand gesperrt. „Dann kommen Sie an Schneemassen, da sinken Sie bis zum Hals ein,“ repetierte etwas im Ohr. Der Fuß trat zaghaft ein — bah — er hielt. Der andere folgte — alles fest, man stand auf der Spitze und siehe, es war eine Finte, eine schmale Anwehung, offen und schneefrei lag dahinter wieder der Paß. Hurtig hinab und scherzend über den Schred weiter.

Aber nicht geschickter und systematischer konnten je Aufständische ihre Strahlen durch Varraden sperren, als es der Paß tat. Jede Biegung hatte ihren hohen Ball aufgeworfen und immer dichter folgten sie, immer höher stiegen die Kronen und breiter wurden die Kluppen. Weit gingen sie noch über den Paß in den Abgrund.

Mynheer fluchte. Ich sprang schnell den Ball hinab und fluchte. Wir sanken ein bis zum Knie. Suchten links und rechts festen Schnee, vergeblich. Da wuteten wir nach kurzem Nachdenken eigenförmig weiter. „Danach werden Sie bis zum Knie einsinken und endlich bis zur Brust — —“ Wir gingen stumm weiter, zogen Fuß um Fuß heraus und hinein. Es legten sich Rebel um uns, wir stampften weiter. Es gab nach einer Stunde eine matte Helle, die Sonne, sie verzog und Mynheer konnte die Schneebille wieder verfechten. Um die zurückliegenden Gipfel hoben sich dünne, helle Staubwolken, Schneestürme. Bei uns war es still und warm. Tief unter uns hatten sich einige lange Schuppen und Häuser in den Winkel hineingetrochen und zuschneien lassen.

Das gab wohl einen Unterschlupf, wenn wir — — Wir stampften fort. Die Höhen hatten deutlich abgenommen, wir mußten der Platte, dem Hospiz nahe sein. Es war eine unheimliche, beunruhigende Stille, kein Hauch, kein Atem als der unsere. Kein Raube, kein lebendes Wesen, selbst der Wildbach da unten verstummt oder erstickt unter Eiskäufen. Die Luft schwer und warm, eine wohlige Erschlaffung und Wärme nach dem stundenlangen Waten.

Wieder war ein Ball zu nehmen. Wir traten auf — und stürzten hinein — versanken gänzlich. Der Schnee trug nicht mehr. Den Grund verstanden wir nicht. Ermüdet und verdrücklich standen wir. Mynheer, sehr erzürnt über solche nicht angenommenen Schwierigkeiten, erklärte, etwas ruhen zu wollen und fiel auch, überanstrengt vom Stapfen, gegen den Schneewall.

Zu wohligh und lodend fühlte auch ich die Bergstrene, den Schlaf, und zerrte ihn hoch — zurück zum letzten Ball, der uns trug. Er versicherte, daß wir sofort da wären und er nur zehn Minuten schlafen wolle. Ich wußte aber, daß ich, ganz allein mit dieser schlaftrigen Stille, meine Augen nicht beherrschen könnte, und nichts unseren Schlaf stören würde als die Frühlingssonne. Er stand unentschlafen, unglücklich. „Welch ein Bluff für meine Eltern, über den Gotthardpaß im Winter.“ Nagte er. „Wie, — fuhr ich auf — Eltern haben Sie auch und bluffen wollen Sie nur?“ und ich machte Kebrt, worauf er folgen mußte. Welch ein „Bluff“ war das, wenn keine Latwine kommt. — Er ward erst als guter Rechner munter, als ich feststellte, daß unsere teuren Fahrarten nach Mailand in sechs Stunden unglücklich geworden wären. Die acht geretteten Frank wogen bei ihm den Bluff auf. — Kaum erzwingen wir aber die Milderheit von den ermatteten Körpern. Jeder der dreißig Wälle schien höher und breiter geworden und wir stürzten und tappeten schwerfällig. Die Luft wurde dicht, Schnee begann zu fallen, unsere Fußtapsen waren lange vermischt — nach Stunden zog wie im Rebel alles wieder vorüber. Die verschneiten Häuser, jene warnenden Arbeiter, die uns fröhlich und erfreut zuwinkten, die beiden Orte, die Kasernen, selbst der einleitende Schneesturm, nur daß er diesmal ungeheurer dicke Schneemassen herabwälzte.

Taumelnd wankten wir wieder die Rehren herab zum Bahnhof, brachten die steifen Weine in das Koupee und fielen schlafstoll in unsere warmen Eden, die Füße auf den heißen Böhren.

Und der Zug fuhr langsam in das schwarze Loch hinein. . . .

P. G.

Die Bohème.

Zum fünfzigsten Todestage ihres Dichters.

Am 28. Januar 1861 starb zu Paris der Schriftsteller und Dichter Henri Murger, vor der Zeit und nicht unter eigenem Dach und Fach, sondern im Hospital, wie er es von einem seiner Helden einst berichtet hatte: „Das Elend ließ ihm keine Zeit, zu er-

füllen, was er versprochen hatte. Er starb im März vor Erschöpfung im Hospital Saint-Louis, Saal Sainte-Victoire, Bett 14.“

Nur mit dem Unterschiede, daß Murgers Schicksal, so traurig es an sich sein mochte, doch nicht mit der Tragik unkleidet war, die ein vom Tode vor der Vollendung vernichtetes Lebenswert umgibt, denn was er an Eigenem und in seiner Art Unvergänglichem zu geben hatte, nahm er nicht mit in die große Dunkelheit hinüber. Dieses Eigene und Unvergängliche steht nämlich ganz und gar in seinen „Scènes de la Vie de Bohème“, „Szenen aus dem Zigeunerleben“, die allein von seinen zahlreichen Romanen, Erzählungen und Gedichten vor der diden Staubschicht des Vergessens bewahrt worden sind. Und es ist die literarisch entflammte männliche Jugend zwischen sechzehn und einundzwanzig, die um dieses Buches Willen den Kranz der Unsterblichkeit für den Dichter von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter gereicht hat, jene schwärmende Jugend, die aus der Gebundenheit des Gymnasiums oder Kontors in die Welt der freien künstlerischen Betätigung hinausstrebt, sich mit dem Federhalter statt mit dem Degen die Erde erobern möchte und immer wieder mit heißen Wangen in Murgers Buch die erste Offenbarung ihres eigenen Herzens gefunden hat und finden wird. Die jungen Kunstzigeuner Rodolphe, Marcel, Scheunard und Colline mit ihrem unterwieslichen Leichtsinne, ihren lustigen Streichen, ihrem do menfichismus, ihrer „Ich pfeif drauf“-Philosophie, mit ihren kühnen Gesichten gegen Gläubiger, Hauswirte und sonstige Pflichten, dann die Grazie der Mimi Pinson und der Musette, die zu Urbildern eines naiven, lebenswürdigen und unverderbten Griseffentums geworden und auch für das Auge von Bilettes Griffel festgehalten worden sind, und nicht zuletzt der verklärte Glanz, der wie ein melancholischer Sonnenuntergang nach über dem Hungern, dem Verzweifeln und dem Sterben dieser Bohémiens liegt — wie sehr ist all das geeignet, die Seele leicht entzündlicher Jugend zu entzünden. Darum braucht sich auch in späteren Jahren nicht zu schämen, dessen Herz einst für diese Szenen, mitemfindend in Freud und Leid, geschlagen hat, so viel auch an falscher Perspektive, an falscher Sentimentalität und an falschem Heroismus in diesem Buche steckt. Es ist jung! Und das ist seine ganze Rechtfertigung.

Zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als in Deutschland gerade die Revolutionäre in der Literatur ihren Gulnotenmarsch zu trommeln begannen, erschien die „Vie de Bohème“ ins Deutsche übertragen in Reclams Universalbibliothek. In seinem Roman eines verbummelten Genies, im „Silpe“, hat Otto Julius Bierbaum eine anschauliche Schilderung davon entworfen, wie Murger die Herzen jener Generation in Sturm nahm. Auf der anderen Seite hat es in neuerer Zeit nicht an heftigen Angriffen auf das „Zigeunerleben“ gefehlt. Besonders Camille Maucclair, einer der gepflegten und kühnen Geister des modernen Frankreich, hat sich mehr als einmal dafür ins Zeug gelegt, diesem schlechten und schwachen Buche eines mittelmäßigen Schriftstellers den Gnadenstoß zu versetzen, und zwar im Interesse der bürgerlichen Reputierlichkeit der Literatengilde. Dem Murgers Wert habe überall den nicht wieder auszurottenden Gedanken einzuwirken lassen, daß der Künstler schmutzig sei, einen durchdrängten Filzhut, karierte Beinkleider und Bindetravatten trage, niemals einen Lieferanten bezahle, schlecht erzeuge sei und dergleichen mehr.

Wie dem auch sein mag, auf jeden Fall wuchs der Erfolg der „Vie de Bohème“ für ihre Zeit aus der Tatsache heraus, daß sie eine damals vorhandene Schicht, wenn auch nicht ohne Schönfärberei, in ihrem Wesen spiegelte. In der Vorrede, die Henri Murger seinem 1852 erschienenen Buch vorausschickte, mißte er sich zwar, nachzuweisen, daß es Bohémiens zu allen Epochen gegeben habe. Aber wenn die Gesellschaft auch stets an ihrer Peripherie herum-schweifende Außensteiter genialer Prägung und schöpferischer Art gekannt hat, eine in sich abgeschlossene Bohème konnte nur auf dem Pariser Pflaster des zweiten Kaiserreiches gedeihen, und zwar eine Bohème, für die Murgers Wort nicht gilt, daß sie die „Vorstufe des Künstlerlebens, die Vorrede zur Akademie, zum Hospital oder zur Morgue“ sei. Denn diese Bohème war kein Durchgang, sondern eine Sackgasse und in ihrer Art die erste Opposition gegen ein Regime, das jede andere Opposition mit eisernen Fängen daniederhielt.

Das Wesen der Bohème ist, daß sie, wenn auch bourgeois Ursprungs, außerhalb jeder Klassenschichtung steht und auf eigene Faust einen Kleinkrieg gegen die bürgerliche Gesellschaft führt, freilich mit Kampfmitteln, die eher dem Lumpenproletariat als dem werktätigen Proletariat entsprechen, mit Faulenzen, Schuldenmachen und Jeaprellerei, wie denn Max Stirner wohl am ersten als Philosoph der Bohème zu nennen wäre. Soweit sie nicht Schmucks, unsfähige Kaffeekauschwäger und schlummernde Ungeziefer sind, dürfen sich aber die Mitglieder der Bohème mit mehr oder minder Recht als Opfer der kapitalistischen Wirtschaftsordnung fühlen, in der für ihre Ware, künstlerisches Talent, nicht die genügende Nachfrage herrscht. Arbeitslos und brotlos sinken da die Bohémiens oft noch unter die Existenzbedingungen des wirklichen Proletariats herab.

Das zweite Kaiserreich in Frankreich hatte, weit weniger noch als vordem das Bürgerkönigtum, nichts, was einer feurigen und stürmischen Jugend den Weg zu hohen Zielen hätte weisen können. Kaum jemals war eine herrschende Klasse so ohne allen Glauben an sich selbst und an Ideale, kaum eine opferne mit solcher Strupplosigkeit alles, was über ihre brutalen materiellen Interessen hinausging, dem ziellos rasenden Tanz um das goldene

Kalb wie die herrschende Klasse Frankreichs unter dem dritten Bonaparte. Kein Hauch von Freiheit wehte durch das Land, in dem jede politische Bewegung getriebelt, jede politische Teilnahme erlöschend war. Was hier an jungen Intelligenzen aufwuchs, an Gehirnen, in denen es garte wie im frischen Most, und was sich davon zukunfts-freudig in dem großen und glänzenden Paris ansammelte, hatte keine Möglichkeit, im politischen Kampfe eine Klinge zu schlagen, und sah nur zwei Wege offen: sich mit Haut und Haar der überall tief eingekesserten Korruption zu verkaufen oder aber sich der hungernenden und lungenenden Bohème beizugesellen. So bevölkerte sich denn in den zwei Jahrzehnten zwischen 1850 und 1870 das Pariser Quartier Latin mit einem solchen Lumpenproletariat der Intelligenz, das keineswegs immer von der harmlosen Fröhlichkeit und der melancholischen Untergangs-stimmung befeelt war wie es Mürger in seinen saunten Pastellfarben schildert. Voller schriller Dissonanzen, war diese Welt der Bohème und die Verzweiflung über ein zerstörtes Leben häuete sich oft in grellen Synismen und Waspheimen auf. Einer, der etwas leisten konnte aus dieser Schicht, Jules Vallès, hat in einem berühmten Aufsatz, den „Refractaires“ — anknüpfend an die Refractaires des ersten Kaiserreiches, die der Restraution durch eine Flucht in die Wälder zu entgehen suchten — die wild zerrissene Stimmung dieser ganzen Jugend festgehalten, der auf dem Sumpfboden des zweiten Kaiserreiches keine Götter winkten und keine Sterne leuchteten.

So unpolitisch die ganze Bohème baute und lebte, unpolitisch wie die Helden Mürgers, mit dem Wiedererwachen der allgemeinen politischen Bewegung entzündeten sich auch hier die Köpfe an den brennenden Tagesfragen, und mit Mißtrauen begannen bald die Monarchen, die Spitze des Bonapartismus, diesen Schwarm von Literaten, Studenten, Künstlern, Journalisten und zweifelhafteren Gestalten zu beobachten, der auf dem Montmartre bei Wein und Tabak hauste und es an kräftigen Flüssigkeiten gegen „Vabinguet“ (Spitzname Napoleons) nicht fehlen ließ. Das Mißtrauen war nicht unbegründet, denn aus der Bohème erhoben sich alsbald scharfe und schneidige politische Kämpfer gegen den überlebten und schon in allen Zügen krachenden Cäsarismus, und als das Kaiserreich weg-gefegt war und die Kommune sich aufatmete, sahen in ihren Reihen nicht wenige Hauptbahnen jener Bohème und mancher von ihnen starb im Kampf für die rote Fahne oder fiel auf dem Sandhaufen des Standrechts, gemeuchelt von den Banditen der „Ordnung“.

Sie alle, die im politischen Kampf ihren Mann standen, hatten die Bohème überunden, denn wo sie — und das läßt Schlüsse auf heute zu! — in tropischer Pracht gedeiht, ist das ein sicheres Kennzeichen für die politische Stagnation einer ganzen Gesellschaft oder einer einzelnen Klasse.

Hermann Wendel.

Kleines Feuilleton.

Kunst.

Die Jugendheime. Nichts ist verkehrter, als die Form für etwas Nebensächliches zu achten. Eher wäre das Gegenteil richtig. Jedenfalls: dem Lebenden wird die Form zur Hieroglyphe des Wesentlichen, zum Spiegel der Lebensarten, zum Wahrzeichen der Ideale. Es gibt eine Sprache der Steine, ein Leben des Raumes. Die progige, schwülstige Fassade am Kurfürstendammserrat die überfällige Barbarei des dahinter residierenden Geldes; der Berliner Dom entlarvt die höfliche Fremdmigkeit als repräsentatives Geschäft. Ein Stuhl der Gorki, aus Klöben gezimmert, wie gemauert, erwartete den Gewappneten, der sich würdig hinein-schmüß. Der zerbrechliche Kontinental des Koloko beehrte schmeichelnd nach der klassischen Antike. Die Leidenschaften aller Jahrhunderte, Aufstieg und Niedergang der Geschlechter, aller Wechsel der geschichtlichen Entwicklung, davon erzählen die bestehenden Häuser, die vom Wurm zernagten Möbel. Die Form, die scheinbar tote, birgt das Leben und läßt es wirken, auch wenn der Lebenden Schatten längst entwand. Die Form ist ein Sichtbarwerden der innersten Kräfte und der wirksamsten Tendenzen. Aus solcher Erkenntnis und Zuversicht sei es gesagt, ruhig und mit Nachdruck: daß die Berliner Jugendheime ein Dokument von dem Kulturwert der Arbeiter sind. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Gewiß, die Jugend, die heute in diesen Räumen plaudert, spielt, liest und studiert, hat für's erste nichts dazu getan, daß die Zimmer mit dem Ausdruck milder Gesittung und ehrlicher Schönheit umkleidet wurden. Die Jugend empfing ein Geschenk. Aber, wie die Lösung durch die Aufgabe, so wird das Geschenk durch den Empfänger bestimmt. Daß der Jugend solche, nach acht-same Pflege und liebender Fürsorge verlangenden Räume anvertraut werden konnten, das ist das Entscheidende. Hermann Münchhausen, der Architekt, war nur ein Ausdeuter, das Werkzeug, ein Erfüller längst wacher und sehnsüchtig wartender Wünsche. Doch schmälert solche materialistische Bedingtheit nicht sein Verdienst. Er hat etwas Treffliches zustande gebracht. Besonders das zweite Heim ist gut gelungen, zweckmäßig, freundlich und Symbol. Die festgefühten Möbel tragen allen Strapazen; sie wurden der Jugend auf den Körper gearbeitet. Die Farbe hilft, die Absicht der Zimmer deuten; hier soll es ruhig, dort darf es lauter sein. Die Reinlichkeit, die Vogt, das Selbstbewußtsein allüberall, diese Tugenden der Räume, sind Offenbarer der hier weilenden und wachsenden Menschlichkeit.

R. Br.

Technisches.

Neues vom Telephon. Nichts ist beständiger als der Wechsel, sagte ein würdiger Greis des Altertums, der wohl unsere Telegraphenverwaltung schon gefannt haben muß. Kaum hat man sich an das Telephon mit Zentralbatterie gewöhnt, bei dem man hilflos „aufgeschmissen“ ist, wenn ein renitentier Teilnehmer sich nicht meldet, da nur das Amt ihn aus seinem Schlummer wecken kann, da tönt an unser Ohr die himmlische Kunde vom automatischen Telephon. Also keine falschen Verbindungen mehr durch falsches Verstehen der Nummer durch die Beamtin! Kein ewiges Warten mehr um ein neues Gespräch, bis es ihr beliebt, die Verbindung zu lösen! Kein Mithören! Betrieb ohne besondere Kosten Tag und Nacht, da der Automat kein Schlafbedürfnis kennt! Freilich ganz so günstig klingt es nicht, was man bisher darüber vernahm. Im Gegenteil! Die Münchener wollten sogar die Abschaffung ihres automatischen Telephonamtes durch einen allgemeinen Telephonstreik erzwingen. Dazu ist es nun freilich nicht gekommen, und inzwischen hat man wohl auch in München die Kinderkrankheiten des automatischen Betriebes (denn die hat er natürlich wie jedes Neugeborene) überwunden und freut sich rückhaltlos seiner großen Vorteile. Denn daß die Sache geht, beweisen die zahllosen automatischen Aemter, die in Amerika gebaut worden sind und zum Teil Anschlußziffern von 10—20 000 haben. In der ganzen Welt werden gegenwärtig etwa 200 000 Stationen automatisch betrieben, d. h. beinahe ein Viertel soviel, wie das deutsche Telephonnetz umfaßt. Auch die österreichische Postverwaltung hatte seit einigen Jahren ein kleines Selbstanschlußamt in Wien unterhalten, das so günstige Erfahrungen gemacht hat, daß in Graz der ganze Telephonbetrieb automatisch eingerichtet werden soll.

Das technische Problem scheint also gelöst zu sein, nicht aber das soziale. Denn nun man so weit ist, erhebt sich mit einem Male die Frage nach dem Schicksal der zahlreichen Beamten und namentlich Beamtinnen, die bisher im Telephondienst ihr Leben fristeten, und die beim Siege des Selbstanschlußsystems mit einem Male überflüssig werden. Dies Problem zu lösen hat freilich noch niemand auch nur den Versuch gemacht. Zu bedauern braucht man es ja vom volksgesundheitlichen Standpunkte aus nicht, daß in Zukunft nicht mehr Tausenden von jungen Mädchen mit Gewalt die Nerven ruiniert werden sollen, aber daß die Frauenfrage in Zukunft eine beträchtliche Verschärfung erfahren wird, ist nicht außer acht zu lassen.

Wie geht nun solche automatische Vermittelung eigentlich vor sich? An und für sich ist es ja schwer zu verstehen, wie der Automat es fertig bringt, gerade die gewünschte Nummer zu treffen. Das Prinzip ist auch hier, wie in allen Fällen, wo der Maschine eine bisher von Menschenhand verrichtete Tätigkeit übertragen werden soll, weitgehende Unterteilung. In diesem Falle besteht die Unterteilung darin, daß die Verbindung mit der gewünschten Nummer in Verbindungen mit der Tausender-, Hunderter-, Zehner- und Einergruppe, zu der der Anschluß gehört, und je von besonderen Apparaten, die alle Wähler heißen, besorgt wird. Je tausend Anschlüsse sind an einen sogenannten Gruppenwähler geföhrt, der die Verbindung besorgt, falls einer dieser Teilnehmer angerufen wird. Natürlich ist nicht für jeden Anschluß ein Gruppenwähler vorhanden, sondern nur soviel, wie es dem Prozenttag der erfahrungsgemäß zu gleicher Zeit sprechenden Teilnehmer entspricht. Will der Teilnehmer selbst anrufen, so tritt noch ein Vortwähler in Aktion, den jede Teilnehmerleitung passieren muß, ehe sie den Gruppenwähler erreicht. Der Anruf vollzieht sich folgendermaßen: es soll die Nr. 576 angerufen werden. Dann drehe ich die am Apparat befindliche Nummernscheibe, die die Nummern 1—9 und 0 trägt, von 5 aus bis zum Anschlag. Hier lasse ich sie los, worauf sie selbstständig zurückläuft. Ebenso macht man es bei 7 und 6. Dann ist die Verbindung hergestellt. Der eigentliche Schaltvorgang vollzieht sich beim Rücklauf der Scheibe. Beim Abheben des Fernhörerstritt zunächst der Vortwähler in Aktion und stellt sich selbsttätig auf einen freien Gruppenwähler ein. Beim ersten Rücklauf der Scheibe wird dann 5mal ein Kontakt geschlossen und dadurch ein Elektromagnet 5mal erregt. Der Magnet zieht einen Anker an und jedesmal beim Abfallen dieses Ankers wird ein Arm einen Schritt über eine Reihe von Kontakten bewegt, bis er bei einer Reihe stillhällt, die die Kontakte der Anschlüsse 500—599 umfaßt. Bei den folgenden Rückläufen der Scheibe von den Nummern 7 und 6 besorgen dann sogenannte Linienwähler die Verbindung mit der Reihe 70—79 und schließlich mit 6. Natürlich geht die ganze Schaltung viel schneller, als sie sich hier beschreiben läßt. Vom Abheben des Hörers bis zur vollzogenen Verbindung sollen nicht mehr als 10 Sekunden vergehen, während man bei dem bisherigen Handbetrieb 14 Sekunden brauchte.

Eine derartige automatische Anlage bietet ganz besondere Vorteile für kleinere Aemter, die bisher durch die schlecht ausgenutzte Bedienung sehr teuer waren oder durch schlechte Bedienung (im Nebenamt) die Teilnehmer nicht befriedigten. So ist z. B. das Amt Dallmin für 30 Teilnehmer ausgebaut und über das Städtchen Starzstädt an das allgemeine Fernsprechnetz angeschlossen. Ferngespräche von und nach Dallmin werden von Starzstädt aus wie gewöhnlich besorgt. Das Amt arbeitet ohne ständige Aufsicht und hat sich bisher gut bewährt, die Ersparnis an Betriebskosten ist somit beträchtlich.